

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 50 (1963)
Heft: 2

Artikel: Das Kind und seine Welt
Autor: Bucher, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Kind und seine Welt Dr. Theodor Bucher, Seminardirektor, Rickenbach

Die Welt des Kindes ist durch drei wesentliche Züge geprägt: durch das Bedürfnis nach bergendem Kontakt, durch die Tendenz, diesen Kontakt zu durchstoßen, und durch das Gespräch.

1. Das Bedürfnis nach *bergendem Kontakt* ist wohl das Grundbedürfnis des Menschen, auf welches alle anderen Bedürfnisse zurückgeführt werden können. Das ist biologisch und entwicklungspsychologisch begründet. Neun Monate ruht der Fötus im Schoße der Mutter. Ganz umfangen und geborgen. In einem innigsten Kontaktverhältnis zum bergenden Schoß und zur bergenden Mutter. Ein Pulsschlag beseelt Mutter und Kind, derselbe Blutkreislauf durchströmt sie. Auch seelisch bilden Mutter und Kind eine Einheit. Die Vorstellungen, Gefühle und Erlebnisse der Mutter prägen das Kind. Kommt die seelische Einheit nicht zustande oder reißt sie entzwei, bevor das Kind das Licht der Welt erblickt, geht ihm Wesentliches ab. Auch später.

Die Einheit von Mutter und Kind wird mit der Geburt nicht gelöst, nur geändert. Das Neugeborene kann sich nur mittels der Empfindungen der Hautsinne, die hoch entwickelt sind, über die Gegenwart der Mutter vergewissern: Gesicht und Gehör sind noch nicht eintrainiert. Deshalb schreit und weint das Kind manchmal, auch wenn es weder hungrig ist

noch Schmerzen hat. Es will sich der schützenden, bergenden, für es lebenswichtigen Umwelt (die vorerst fast nur in seiner Mutter besteht) vergewissern. Das Schreien und Weinen engagiert die mütterlichen Gefühle seiner Mutter. Sie kann nicht anders: Sie nimmt das Kind auf, legt es in den Arm und stellt beglückt fest, daß sich das Kind beruhigt. Denn es ist jetzt der Gegenwart, des bergenden Kontaktes der Mutter gewiß.

Die moderne Psychologie hat uns wieder gelehrt, daß es wohl begründet ist, wenn bei den primitiven Völkern die Mütter ihre Säuglinge und Kleinkinder eng am eigenen Körper anliegend mit sich tragen. Sie schreien kaum. Sie entbehren nicht die altersgemäße Umwelt, den zukommenden bergenden Kontakt. Wohl aber entbehren ihn unsere Kinder, denen wir das Bett oder einen luxuriösen Kinderwagen zugewiesen haben – möglichst weit von der Mutter entfernt. Es ist auch etwas grundsätzlich anderes, ob ein Kind an der Mutterbrust die Wärme körperlicher und seelischer Art erlebt oder ob ihm unpersonlich die Flasche gereicht wird.

Prof. Sylvia Klimpfinger schließt daraus, daß wir von der Praxis abkommen sollten, in den Gebärkliniken Mutter und Kind den größten Teil des Tages voneinander getrennt zu halten. Wir müßten vielmehr, soweit es die hygienischen Verhältnisse erlaub-

Bitte an die Abonnenten

Wir bitten Sie freundlich um Einzahlung von Fr. 11.– für das zweite Halbjahr 1963⁶⁴ (1. Mai 1963 bis 1. November 1963). Der Einzahlungsschein lag der ersten Nummer bei. So läßt sich im Juni die Nachnahme vermeiden.

Mit bestem Dank! Administration der «Schweizer Schule» Walter-Verlag AG, Olten

ben, dem Kinde die körperliche Nähe der Mutter gönnen. Deshalb gehen moderne Gebärkliniken dazu über, Mutter und Kind möglichst viel beieinander zu lassen, mit dem Erfolg, daß einerseits die Mutter sich rascher von den Strapazen der Geburt erholt und andererseits das Kind ruhiger ist und besser gedieht. Alles muß getan werden, daß keine unnötige Distanz zwischen Mutter und Kleinkind geschaffen wird. Die Zwiesprache zwischen Mutter und Kind soll sofort anheben dürfen.

Auch der bekannte Entwicklungspsychologe Heinz Remplein bestätigt, daß wir beim Neugeborenen bereits «die Keimform der bald voll erwachsenden mitmenschlichen Gefühle» finden: das Gefühl der Geborgenheit. Das an der Mutterbrust liegende Kind erfährt ein komplex-ganzheitliches Lustgefühl. Dieses erwächst ihm – abgesehen von der Befriedigung des Nahrungstriebes – vor allem aus der Empfindung der Wärme und des wohligen Behagens an der Mutterbrust, vom zärtlichen Gestreicheln- und behutsamen Gedrücktwerden. Von der zweiten Lebenswoche an kommen dazu Gehörs- und Gesichtseindrücke. Die Stimme der Mutter hebt sich von den anderen Geräuschen ab. Sie hat eine beruhigende Wirkung auf das Kind. Der Säugling braucht dringend das Gefühl des Geborgenseins und der menschlichen Nähe für sein leibliches Wohlbehagen. Fehlende Liebe kann Krankheit verursachen, ja, zum Tode des Kindes führen.

In dem Maße, als sich beim Kind von ein bis drei Jahren die körperliche Einheit von Mutter und Kind mehr und mehr löst, muß sich die seelische Bindung vertiefen und festigen. Doch auch die sich weitende Welt des Kindes bleibt noch lange um die Mutter zentriert. Das Kleinkind verfolgt aufmerksam das Tun und Lassen, die Gebärden und Gesten seiner geliebten Person. Es ahmt sie nach. Es mimt sie in seinem Spiel. Denn dem Menschen ist ein tiefes Bedürfnis angeboren, Vorbilder nachzuahmen. Ohne Spalier können wir nicht wachsen. Häufig träumen Kinder, wie sie sich verschiedene Kleider anprobieren. Manchmal schlüpfen sie auch tatsächlich in der Mutter Jacke, in des Vaters Schuhe oder stülpen sich einen großen Hut über. So sind sie auf der Suche nach einer Person, die sie «anlegen» können. Sie tun es jedoch nicht wie der Schauspieler, der die Garderobe nachher wieder in den Schrank hängt. Das Kleinkind wird wirklich zu dem, was es anlegt. Es ist deshalb verständlich, daß der mütterliche Lebensraum dem Kind viel bekömmlicher ist und viel rei-

cher an Anregungen als jeder andere. Das Kleinkinderheim, die Anstalt oder gar die staatliche Kinderkrippe bleiben – des großen hygienischen und materiellen Aufwandes ungeachtet – hinter dem Anschauungsreichtum einer selbst nur mittelmäßigen Familie beträchtlich zurück. Kinder, die nicht von Anfang an eingebettet sein dürfen in die festen und ruhigen Ordnungen eines Alltags, die sich nicht gewöhnen dürfen an Vorgänge, die verlässlich immer wiederkehren, zur gleichen Zeit und unter gleichen Umständen, vor allem getragen von derselben ausgezeichneten Person der Mutter, müssen verwirrt werden. Die ständige Neuapassierung an Menschen und Umstände geht über ihre Kräfte hinaus. Sie sind überfordert.

2. Und doch sucht das Kind den engen Umkreis des bergenden Schoßes zu durchbrechen. Durch die Geburt verläßt es den fast absolut bergenden leiblichen Schoß seiner Mutter. Es löst sich von der Brust seiner Mutter, schließlich von ihrer Schürze. Der kleine Erdenbürger unternimmt seine ersten Entdeckungsreisen. In zunehmendem Maß wird er selbständig. Die erste Trotzphase wühlt ihn auf (zwischen dem zweiten und vierten Lebensjahr), und manche Mutter ist untröstlich und ratlos. Sie hat alles so gut gemeint, doch ihr Kind sagt «nein». Sinn dieser Ablösung ist das Entdecken der Welt, das Selbständigen werden. Das Sprengen des zu eng werdenden bergenden Kontaktes, das Sichhineinbegeben in die Weite.

Ein Hauptmittel nun, sich eine eigene Welt aufzubauen und sich in ihr einzuhauen, ist das Spiel. Im ersten Lebensjahr spielt das Kind mit irgendwelchen Gegenständen, die es gerade erhaschen kann. Mit Ring, Klapper, Holzstückchen, Würfel und Klötzen, Babytieren aus Stoff und Plastik, Schwimmern in der Badewanne usw. Es kennt diese Gegenstände noch nicht. Es geht ihm auch gar nicht um das eine oder andere Ding. Es nimmt, was sich gerade bietet, auch Gegenstände von Erwachsenen, die Puderdoise der Mutter, die Zigaretten schachtel des Vaters usw. Es geht dem Kleinkind darum, mit seinen Dingen zu hantieren. Es betastet sie, greift sie ab, beklopft sie. Es quetscht sie, drückt sie an sich, bewegt sie nach allen Seiten.

Diese Spiele der ersten Monate menschlicher Existenz sind vorerst Einübungsspiele, Experimentierspiele. Funktionen wie Tasten, Greifen, rhythmisches Klopfen, Wippen usw. werden eingeübt. Erste

Vorbereitung für das Selbständigenwerden des Menschen.

In der Zeit der ersten Fülle (2.-4. Lebensjahr) spielt das Kind bereits mit Bauklötzen, mit kleinen und größeren Fahrzeugen, die es mit Holz und anderen Dingen belädt, mit der Eisenbahn, mit Holzkubusen, mit Ball und Trommel, mit Puppen und Tieren aus Stoff oder Plastik. Es stellt die Tiere in sinnreiche Gruppen zusammen und projiziert in sie hinein seine eigenen Erfahrungen. Besonders gerne spielt das Kind mit Spielzeugen, die noch nicht differenziert sind, die ihm also einen unbeschränkten Raum lassen zur Bestätigung seiner Phantasie. Die Phantasie des spielenden Kindes macht buchstäblich alles zu allem. Nichts ist ihr unmöglich (deshalb meinen wir Erwachsene, die Kinderzeit sei ein Paradies gewesen!). Gerne spielt das Kind mit Sand und Wasser, den zwei Urelementen, draußen im Garten oder auf dem Spielplatz. Mit den Eltern, Geschwistern oder andern Kindern spielt es Fangen und Versteckspiel usw.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines Aufsatzes alle Formen des Kinderspiels aufzuzählen. Wir müssen auch die sich anschließenden Entwicklungsphasen der ersten Streckung, der zweiten Fülle und der zweiten Streckung übergehen. Eines ist sicher: Mit Hilfe des Spieles und des Spielzeuges, später natürlich auch mittels des Lernens und Studierens erobert sich das Kind ein Stück Welt. Es sprengt den Rahmen des Laufgitters und der Wohnstube. Es will hinaus. Abenteuerlust und Neugier, Entdeckerfreude und Wissensdurst locken. Es lockt die Weite.

3. Das Bedürfnis nach bergendem Kontakt und das Ausbrechen aus ihm in die Weite wird durch eine Klammer zusammengehalten: das Gespräch. Dieses bildet die Synthese auf höherer Ebene. Es führt den Menschen, der ausbricht in die Weite, hinein in neue Zusammenhänge, in neue bergende Kontakte, in den Schoß aller Dinge.

Das Gespräch zwischen Mutter und Kind fängt an, lange bevor das Kind das Licht der Welt erblickt hat. Das Kind im Mutterschoß nimmt von diesem Gespräch bewußt allerdings noch nichts wahr. Doch es wird von ihm geformt. Freude und Erwartung, Sorge und Angst, alle Selbstgespräche der Mutter finden auch in der Seele des werdenden Kindes ihren Niederschlag.

Ist das Kind geboren, spricht die Mutter zu ihm von tausend Dingen, von der Welt des Kleinen und Großen. Das Kind versteht noch nichts davon. Doch es hört und schaut. Eines versteht es: Die Mutter und die andern ihm vertrauten Personen, die mit ihm plaudern, meinen es gut. Es fühlt sich geborgen im seelischen Kontakt mit Personen und zugleich ahnt es irgendwie, daß die Sprache erlernen für es heißt: sich einlassen auf ein Lebendiges, das wegführt von ihm selbst. Sich einlassen auf ein Lebendiges, das es auf dem Umweg über den Mitmenschen zu sich selber kommen läßt. Das Kind fühlt bereits, daß die Sprache «die große Gesellerin der Menschen» (Herder) ist, daß sich menschliches Leben nur im Dialog entfaltet, im Zwiesprache-Verhältnis. Im Dialog, den das Kleinkind vorerst nur mit Lächeln und strahlenden Augen beantworten kann, dann mit stammelnden Worten und Kauderwelsch. So fühlt es sich anerkannt und verstanden, geborgen und bestätigt und zugleich über sich hinausgerufen, hin zum mitmenschlichen Du und zum Wir der Familie und jeder Gemeinschaft, hin zu den Dingen, hin zum umfassenden Sinnzusammenhang der Welt und des Lebens, hin zu Gott.

Oft überraschen wir das zwei- bis vierjährige Kind, wie es Selbstgespräche führt. Doch es sind keine eigentlichen Monologe, keine Verlegenheitseinschüsse, weil es mit sich allein ist und gerade niemand da ist, um mit ihm zu plaudern. Das Kind spricht mit eigenen Körperteilen (Fingern, Armen, Beinen), mit Puppe und Bär, mit Wagen und Roß, als wären sie lebende Gesprächspartner. Es hat seiner Mutter bereits abgeguckt, was diese mit ihm tat. Es spricht mit ihnen, die nicht reden können, in der Meinung, das Sprechen in ihnen zu wecken. Es belebt und besetzt sie. Herrliche Zwiesprachen mit dem Partner, den es beinahe aus dem Nichts geschaffen hat! Sie haben ihre schöpferische Funktion in der seelischen Entwicklung des Kindes. Sie wecken die Phantasie. Schöpferische Kräfte kommen in Fluß. Das Selbstvertrauen wächst und die Kraft, mit sich allein sein zu können. Lauter wichtige Vorbedingungen des echten Gespräches, zu dem das Kind einst als Erwachsener fähig sein soll.

Bedürfnis nach bergendem Kontakt, Ausbrechen aus diesem Kontakt und das Gespräch als ihre Synthese bilden die Grundzüge der Welt des Kindes. Es kann nicht anders sein. Denn sie sind die Wesenselemente der personalen Existenz und der Gemein-

schaft überhaupt. Hier sind die Ansatzpunkte gegeben zur Überwindung des drohenden unpersönlichen Molochs, des bloßen Kollektivs, das keinen Gesprächspartner kennt und anerkennt, nur Funktionäre und Roboter.

Heimliches Tierleben im Unterricht

F. Graf, Deitingen so

Das Röhricht, also der Schilfbestand samt Begleitpflanzen an einem Seeufer, Teich oder fließenden Gewässern, ist nicht bloß botanisch interessant, sondern ebenso sehr zoologisch. Für den passionierten Naturfreund bildet ein schilfbewachsenes Ufer eine Art Eldorado für unerschöpfliche Beobachtungen. Diese Feststellung habe ich im Laufe vieler Jahre selber gemacht in verschiedenen Röhrichtbeständen. Ich habe beobachtet und gesammelt am Rhein oberhalb Laufenburg, an der Aare oberhalb Wangen a.A. und in den letzten Jahren vor allem am nahen Inkwilersee auf der Berner-Solothurner Grenze, 3 km nordwestlich von Herzogenbuchsee. Am Ufer dieses Sees befand sich vor kurzer Zeit auch eine winzige Kolonie des seltenen *Straußblütigen Gilbweiderichs* (*Lysimachia thyrsiflora*), die nun infolge Tieferlegung des Sees leider verschwunden ist. Ich will hier schlicht berichten, was man in Schilfbeständen an Lebewesen entdecken kann, aber nicht sicher entdecken wird. Gar vieles wollen wir bewußt übergehen, was wir auch noch finden könnten, sonst müßten wir am Ende gar eine ganze Limnologie (= Gewässer-Lebenskunde) schreiben. Wir übergehen vor allem die mikroskopische Tierwelt im Wasser- und Schlammbezirk der Schilfwälder, so etwa die nackten und beschalten Wechseltierchen des Grundschlammes, Rädertierchen, Borstenwürmer, Wassermilben, planktonischen Kleinkrebse, um nur diese zu nennen. Von den Algen gar nicht zu reden, da wir sie als Pflanzen von vornherein aus unserem Thema ausschließen. Aber dem Besitzer eines Mikroskopes sei dringend geraten, diese einzige Welt zu studieren und Proben von ihr in einem Einmachglas mit einigen Wasserpflanzen aufzuheben. Dann zeigen sich durch Tage oder Wochen hindurch immer neue Lebensformen, freilich bei allmählicher Verarmung des Artenbestandes.

Wir wollen uns einigen auffälligeren makroskopischen Lebewesen, oder solchen, die noch mit einer guten Lupe beobachtbar sind, zuwenden. Diese sind entweder für das Röhricht besonders typisch, *<stentop>* (= ausschließlich) dort heimisch, oder aber

finden im Schilf wie in einem großen Wald Nahrung, Ruheplätze und Deckung. Zu diesen letztern gehören die meisten Schilfbewohner. Wir können bloß andeuten statt auszuführen. Denn dieser Aufsatz ist gedacht als eine Art Anregung, selber hinauszuziehen, zu schauen und zu sammeln, um dann zuhause in Ruhe weiter zu beobachten und in maßgebenden Büchern nachzulesen. Daher das kleine Bücherverzeichnis am Schluß des Aufsatzes. Ohne einige einschlägige Bücher kommt kein ernsthafter Naturfreund aus.

R. Hesse schreibt in seiner *«Tiergeographie»* (1924): «Wenn man mit Seligo in unseren süßen Gewässern etwa 2000 Tierarten annimmt, so ist davon die Mehrzahl Uferbewohner. Das Litoral (= Uferbezirk) bietet den Tieren Untergrund am Boden und auf dem Bewuchs. Die Pflanzenwelt liefert Unterschlupf gegen die Feinde und Schutz gegen die Wellen, gibt Nahrung und macht reichlich Sauerstoff frei. Die Temperatur ist hier im Sommer am höchsten. So findet sich hier die größte Mannigfaltigkeit der Seetiere zusammen.»

Der Röhrichtgürtel hat zunächst sein eigenes *Vogelleben*, über das ganze Bücher geschrieben wurden, und das dem unbefangenen Beobachter auch zuerst auffällt, da er unter *«Tieren»* fast nur Säugetiere und Vögel versteht. Den Schilfbestand eines Sees oder Teiches kann man sich im Sommer nicht vorstellen ohne den *«Froschgesang»* des *Teichrohrsängers*, der, wie von einem Metronom diktiert, in gleichmäßigem Tempo rasch und anhaltend vorgetragen wird: tiri tiri tiri tier tier zäck zäck zerr zerr tiri tiri... Die kurzen Motive werden meist zwei- bis dreimal wiederholt. Der muntere Sänger, knapp sperlingsgroß und gelbbraun gefärbt, turnt den ganzen Tag im Röhricht umher, wo er sein tiefes Nest über dem Wasserspiegel an einigen Rohrhalmen befestigt. Die andern das Schilficht bewohnenden Vögel sind viel heimlicher und stiller und bauen gern ihre Schwimmnester im dichten Schilf. So etwa das allbekannte *Bleßhuhn* oder *«Bucheli»* im tiefschwarzen Federkleid mit weißer Kopfplatte, das sich bei Unsichtbarkeit durch ein scharfes *«psitt»* verrät. Hier führt auch das *Grünfüßige Teichhuhn* seine blaurotköpfigen Dunenjungen *«spazieren»*. Es hat eine rote Stirnplatte, nickt beim Schwimmen mit dem Kopf und zuckt andauernd mit dem kurzen Schwanz. Nur selten erblickt man den *Zwergtaucher*, den ich zum Beispiel im November 1957 am Inkwilersee beobachtete. Auch wenn man ihn nicht sieht, verrät er